

1. Drei Beobachtungen von weither

1.1. Kirchenvereinigungen sind ein relativ junges Problem. In der Kirchengeschichte lernt man häufiger etwas über *Kirchentrennungen*. Das fing früh an. 1054 und 1517 sind nur die auffälligsten Daten. Über Kirchentrennungen lässt sich viel sagen. Meist sind sie mit Schmerz verbunden, häufiger mit Aggression, in denen sich nicht selten auch ein befreiendes Stück Triebabfuhr zeigt. Sie erfolgen meist ohne Inanspruchnahme von Mediation. Das ist ja auch verständlich, man löst sich von Problemen, ohne sie zu lösen. Danach ist alles einfacher. Kirchenvereinigungen vermehren zunächst die Probleme. Aber ihr Ziel ist nicht die Abspaltung der Probleme, sondern ihre Überwindung und das gemeinsame Erstreben neuer Ziele. Das macht Lust und Mühe. Eigentlich beginnt deren Geschichte erst im 20. Jh. (die Kirchenunionen früherer Jahrhunderte kann man nicht rechnen, sie waren meist nicht mit der Zusammenführung von Körperschaften verbunden).

1.2. Fusionsprozesse ereignen sich heute massenweise im Bereich der *Wirtschaft*. Was die systemischen und die kommunikativen Implikationen anlangt, kann man auch für Kirchenvereinigungen davon eine Menge profitieren. In einem Handbuch für Manager wird darauf hingewiesen, dass Fusionen „emotionale und stressverursachende Ereignisse“ darstellen, die dem „Verlust eines Freundes“¹ entsprechen. Man darf freilich die Parallelisierung nicht übertreiben! Kirchen sind keine Firmen. Im Übrigen: Studien in den USA haben das Ergebnis erbracht, dass Firmen-Fusionen etwa so häufig scheitern wie Ehen. Das ist keine optimistisch stimmende Nachricht. Also übertreiben wir die Vergleiche nicht!

1.3. Gelegentlich gibt es ganz *beglückende Fusionserfahrungen*, auch außerhalb der Kirche. Bei dem ersten Zukunftskongress der EKD in Wittenberg 2007 berichte die Intendantin des RBB, Dagmar Reim, über die Vereinigung von SFB und ORF. Sie gliederte ihren Bericht in drei Schritte: „Vorher: Von himmelhohen Erwartungen und abgrundtiefen Befürchtungen, im Fusionsprozess: Turbulenzen, Luftlöcher, Beinahe-Zusammenstöße. Nach der Fusion: Im neuen Alltag neue Wege gehen“.² Das gibt Zuversicht! Dagmar Reim ermunterte zu Kirchenzusammenschlüssen. Sie seien „alternativlos, wenn Sie das Profil Ihrer Kirche schärfen wollen“ deshalb der Appell der Katholikin: „avanti protestanti!“

2. Das Besondere an Kirchenvereinigungsprozessen

2.1. Die Vereinigung von Kirchen ist ein außerordentlich *komplexer* Vorgang. Es ist ganz klar, dass der Prozess mehr Zeit braucht als eine Fusion von Industriebetrieben. Es geht um Verwaltungen auf verschiedenen Ebenen, es geht um sehr unterschiedliche Dienste (Verkündigung, Seelsorge, Diakonie, Bildung usw.). Es geht um unterschiedliche, nicht selten divergierende Interessen. Es geht um Strukturen und um Kulturen, natürlich auch um Geld. Es betrifft Mitarbeiter, unter ihnen verschiedene Generationen mit ganz unterschiedlichen Erfahrungshintergründen. Und es betrifft die Gemeinden, und es betrifft Kirchen aus West und Ost. Die Komplexität bereitet Schwierigkeiten, weil sie sehr oft verhindert, in dem Ganzen noch die Übersicht zu behalten. Es kann dieser Aspekt allerdings auch überzogen

¹ Vgl. Brigitte Winkler/ Stefan Dörr, Fusionen überleben. Strategien für Manager, München 2001

² http://www.ekd.de/print.phd?file=ekd_kirchen/070136_reim.html

werden, nach dem Motto: jetzt ändert sich alles, es bleibt kein Stein auf dem anderen. Solche Überziehungen sind nicht nur kontraproduktiv, sie haben auch eine destruktive Sogwirkung. Das muss man im Auge behalten. Gleichwohl: Es ist ein komplexer Prozess, und Komplexitätsreduzierung tut Not, aber: Was im Prozess übersehen oder vernachlässigt wird, kommt unzweifelhaft danach auf den Tisch. Es ist nur richtig, es so zu tun, wie Sie es jetzt versuchen: sich den Bereich innerhalb des Gesamtkomplexes anzuschauen, für den man verantwortlich ist.

2.2. Die Vereinigung von Kirchen tangiert die *Identität der einzelnen*, vor allem der Mitarbeiter. Die jeweilige Kirche, in der eine/ einer arbeitet, ist nicht nur der Ort der Berufsausübung, sie ist oft auch der Ort sozialer Kommunikation und der Ort spiritueller Praxis. Einschneidende Umstrukturierungen bringen die alltägliche Ordnung (besser: das Geordnetsein) ins Wanken und verunsichern. Mein Umfeld ändert sich, so bin ich nicht mehr derselbe wie vorher. „Identitätsdiffusion“ nennt Erikson das und ordnet dies Phänomen der Adolenzphase zu. Das passt ganz gut. Solche Phasen müssen nicht zum Schaden sein. Veränderungen schmerzen und können zugleich voranbringen. (Beispiel: Kind, das die Schule wechselt). Es ist wichtig diesen Faktor ohne Larmoyanz hervorzuheben. Aber er muss wahrgenommen werden.

Hinzu kommt die Bedeutung der *Region* für das Lebens- und Identitätsgefühl des einzelnen. Gerade der Protestantismus ist seit der Reformation in Deutschland regional verfasst. Die regionale Struktur ist außerordentlich reformresistent und hat zahlreiche staatliche Raumordnungsprozesse unbeschadet überstanden. Die regionale Identität (der Bundesländer und Landeskirchen) wird aber m. E. auch leicht überbewertet (und gern von der Werbungsindustrie ausgenutzt), sie unterstützt gelegentlich auch regressive Tendenzen. Im Fusionsfall wird dann die regionale Identität schnell einmal idealisiert.

2.3. Kirchliche Vereinigungsprozesse unterliegen einem hohen *Selbstanforderungsdruck* der Institution und dem folgend auch der verantwortlichen Mitarbeiter. Woanders mögen Fusionspläne den Bach runtergehen. Wir müssen, ist es einmal beschlossen, die Sache zu einem guten Ende bringen: friedlich, gerecht und preisgünstig und zur Zufriedenheit möglichst vieler. Scheitern ist theoretisch möglich, aber praktisch nicht vorgesehen. Ich kritisiere diesen Selbsterwartungsdruck nicht. Vermutlich würde ich ihn ebenso empfinden, wenn ich in diesem Prozess Verantwortung trüge. Ich beschreibe nur, was ich wahrnehme. Vermutlich wird hier der innere Selbsterwartungsdruck durch die kritischen Blicke von außen verstärkt. Ein Scheitern verhielte viel interessanten Lesestoff! Eine theologische Betrachtung des Prozesses kann hier hilfreich sein: Kirchevereinigung ist eine Ereignis im Bereich des „Vorletzten“, es werden verfasste Kirchen neu strukturiert, nicht die Kirche, schon gar nicht das Reich Gottes! Die Gefahr theologisch-ideologischer Überhöhungen ist nach der einen wie nach der anderen Seite hoch.

3. Ambivalenzen im Vereinigungsprozess

„Wenn ich die Wahl hätte – ich würde auf Antrieb das Wort „Ambivalenz“ zum Wort des Jahres oder sogar zum Wort des Jahrhunderts erklären: Es spiegelt so viel an Wirklichkeit, so viel an Ereignis und Widerspruch, Satz und Gegensatz. Wohl kaum ein Wort unserer Sprache kann diese Erfahrung so sachgerecht zum Ausdruck bringen wie diese fremdartige Zusammensetzung aus den beiden Hälften: „ambo“ und „valere“, die sich eigentlich schon von Haus aus reiben müssen: „etwas Zweifaches“ von „eindeutiger Gültigkeit“. Aber genau das macht den Reiz dieses Wortes aus: Dass es erfahrene Wirklichkeit und empfundenen

Widerspruch in einem Atemzug benennen kann. Auf diese Weise ist es denn auch schon längst zu einem Schlüsselwort der Moderne geworden.“³

Ich habe das jetzt so ausführlich zitiert, weil ich mir vorstellen kann, dass mancher von Ihnen seine persönlichen Fusionsgefühle ganz gut in diese nüchterne Begriffsbeschreibung einordnen kann. Diese Kombination von „zweifach“ und „eindeutig“ hindert einen ja oft daran entweder richtig wütend oder richtig begeistert zu sein.

Die Ambivalenz liegt nicht unbedingt in der Sache, sondern in unserer Ansicht von der Sache. Die Sache, also der Vereinigungsprozess bietet freilich Faktoren, die uns die Sache ambivalent sehen lassen. Ich möchte das an drei Punkten etwas konkretisieren:

3.1. Es geht um eine Ambivalenz in unserer *Zielgewissheit*. Das Ziel ließe sich ja plakativ so umschreiben: eine starke Lutherische Kirche im Norden Deutschlands! Das klingt unwiderstehlich, aber dann kommen auch Bedenken: muss Kirche unbedingt groß und stark sein, gilt nicht auch „small is beautiful“, die Chance der „kleinen Herde“ (Lk 12, 32) usw. Muss Kirche nicht erreichbar und überschaubar bleiben? Wie plausibel ist das Ziel. Es ist ja wichtig, dass ein möglichst großer Teil der beteiligten Individuen das Ziel für plausibel hält. Zielgewissheit ist das A und O von Vereinigungsprozessen, darin kristallisiert sich der „Mehrwert“ solch eines Mammut Unternehmens. Geht es nur um einen ökonomischen Nutzen, und wie sicher ist selbst der?

Aber nicht nur im Blick auf das Ziel selbst auch im Blick auf dessen Erreichbarkeit stellen sich leicht ambivalente Empfindungen ein: Ist das Ziel eher realistisch oder eher riskant? Das ist ja keine Sache, die wissenschaftlich sozusagen bis ins Letzte gegen gerechnet sein kann. Die Frage ist, ob ich als der Einzelne das Zutrauen habe: Es wird!

3.2. Die zweite Ambivalenz, die hier ins Gewicht fällt, betrifft die Bewertung des Prozesses, also die *Gewinn-Verlust-Rechnung*. Was gewinnen wir, was verlieren wir? Steht am Anfang die Hoffnung oder Verheißung auf Gewinn, so schleichen sich bald die Zweifel. Dann entsteht die Befürchtung, es könnten die Verluste überwiegen, vor allem die Verluste des Vertrauens und Liebgewordenen. Das betrifft ja viele sicher auch ganz persönlich: Verlust an beruflicher Sicherheit, Verlust an Macht und Einfluss in den größeren Strukturen, andererseits Gewinn an neuen Perspektiven, Kontakten, Aufgaben.

Im Grunde kann man auf den Fusionierungsprozess sehr gut die Phänomenologie der Krise beziehen (also etwa in Analogie zu den Krisenstufen bei Erikson): zu Krisen gehören Verlusterfahrungen und zwar solche, die die eigene Identität bedrohen, aber sie bringen auch voran.

Beispiel: Ich habe 1992 die Fusion des Theologischen Seminars Leipzig, dem ich angehörte, mit der dortigen Fakultät der Universität erlebt. Das Ziel war eigentlich klar und alternativlos: Es ging darum, eine leistungsfähige theologische Ausbildungsstätte zu schaffen und die Kirchen von den Kosten für eine eigene kirchliche Hochschule zu entlasten. Aber dann kamen Zweifel: Wer sind wir dann noch? Was ist mit der Tradition einer Ausbildungsstätte, die unabhängig vom Staat war und als solche die DDR-Zeit überstanden hatte? Wer wird in die neue Fakultät überhaupt übernommen werden? Bis dato hatten wir unser Seminar relativ nüchtern, realistisch und durchaus kritisch eingeschätzt, jetzt aber setzten die Idealisierungen ein.

Aus der Perspektive Theologische Fakultät gab es natürlich die gleichen Zweifel: Was wird aus dem Hort der wissenschaftlichen Forschung, jetzt bekommen wir Kollegen, die nicht mal alle habilitiert sind!

Heute zweifelt keiner. Der Gewinn der Fusion ist eindeutig, dennoch: Verluste bleiben. Wichtig ist: Es muss Raum geben: loslassen, Verlust bewerten, trauern.

Man kommt aus dieser Ambivalenzfalle von Gewinnen und Verlieren nur heraus durch nüchterne Realitätsprüfung und die Bereitschaft, Kompromisse zu bejahen.

³ Richard Riess, Das Symbol der Ambivalenz und die Ambivalenz des Symbols, in: Anja Kramer u.a. (Hg.): Ambivalenzen der Seelsorge, Neukirchen 2009, 73-81, 73

3.3. Schließlich erwähne ich die Ambivalenz im Blick auf das eigene *Teilhabeverhalten*: engagieren oder laufen lassen? Wer zu dieser Tagung kommt hat sich vermutlich schon für das Engagement entschieden. Ich glaube, man überlebt solche Prozesse am besten, wenn man sich nicht selbst ausbremst. Das Problem ist, dass sich infolge der ambivalenten Impulse zu viele potentielle Gestalter lahm legen. Manager von Fusionsprozessen erhalten den Rat dafür zu sorgen, dass alle mitgenommen werden. Das ist zwiespältig. Dagmar Reim zitiert Harald Schmidt, der mal gespottet hat: „Ich fühle mich heute so mitgenommen.“ Sie rät: „Wenn ich von einer Sache überzeugt bin, gehe ich mit. Freiwillig und gern.“ Naja, „wenn ich überzeugt bin!“ Da verbirgt sich die Ambivalenzfalle.

Ambivalenzen weisen auch auf Widerstände hin, meist sind es Widerstände gegen Veränderung. Sie werden umso stärker, je weniger plausibel die Gewinne sind. Ambivalenzen fordern eine innere Entscheidung und die Einsicht, dass das absolute unerreichbar bleibt.

4. Differenzpunkte, die besondere Aufmerksamkeit erfordern: Einstellungen zu Professionalität und (Volks)Kirchlichkeit

Wenn ich überlege, wo liegen denn eigentlich die Unterschiede zwischen Ost und West, die gerade für die Kirchvereinigung von Gewicht sind, dann fallen mir diese beiden Themen ein:

4.1. Professionelles Verhalten

Unter Professionalität verstehen wir die durchgehende Orientierung an erlernten Problemlösungsmustern in Funktionssystemen wie Gesundheit, Recht, Bildung oder eben auch Religion. Professionalität beruht auf Regeln, die komplizierte und vielschichtige Arbeits- und Leitungsvorgänge strukturieren und so optimieren, dass sie übersichtlich, gut nachvollziehbar und im höchsten Maße effektiv verlaufen. Die Sinnhaftigkeit und Effektivität der professionalisierten Handlungsabläufe wird gesichert durch bis ins Detail präzisierte Standards, durch regelmäßige Evaluationen und berufsspezifische Aus- und Weiterbildungen. Wenn Sie in beraterischen oder seelsorglichen Berufen tätig sind, haben sie genau dies alles durchlaufen und erleben es.

Zwischen Ost und West gibt es hinsichtlich der grundsätzlichen Bejahung von Professionalität im Pfarr- oder Beraterberuf sicher keine Unterschiede, wohl aber im praktischen Umgang damit. Das bezieht sich sowohl auf die Extensität von professionellen Standards wie auf deren Intensität. Wenn man Ostdeutscher ist, erlebt man im kirchlichen Bereich beides: den hoch professionalisierten Westen und die im Vergleich niedrigere Professionalität in osteuropäischen Kirche, also man kann im Grunde beides Verstehen: die Einforderung von mehr professionellem Verhalten und die Abwehr gegen ein zuviel derartiger Anforderungen!

Im Westen wird Professionalität bewusster erlebt und auch höher bewertet. „Professionell“ bezeichnet nicht nur eine Funktionsform, sondern wird mehr oder mehr zu einem Qualitätsurteil, und dies erstreckt sich inzwischen zunehmend nicht nur auf die spezifischen beruflichen Arbeitsprozesse, sondern ganz allgemein auf alle Handlungsabläufe in den Institutionen (besonders auch auf die organisatorischen). Im Osten ist das vielfach längst nicht so. Die unterschiedlichen Professionalisierungsgrade schlagen sich auch in den Selbstbewertungsprozessen der Individuen nieder. Es gehört einfach zur professionellen Einstellung (bzw. es ist ein Folge davon), sich gut und erfolgreich zu präsentieren. Hier sind die Unterschiede nicht mehr so auffällig wie vor zwanzig Jahren, aber immer noch signifikant.

Es war eine der grundlegenden Erfahrungen des Ostens seit 1990 gesagt zu bekommen: Ihr seid nicht professionell genug! Das war auf der einen Seite in vielen Fällen unerlässlich, es musste aber andererseits vielfach als Abwertung, als schwere narzisstische Kränkung erlebt werden. Es hatte für viele ja auch handfeste Konsequenzen. Und man muss auch redlicherweise sagen: manches was im Osten als unprofessionell kritisiert wurde, passte nur nicht in die aktuellen Professionsmuster des Westens. Ich ahne, dass dies jetzt, wenn eine West- und eine Ostkirche zusammengehen wollen, wieder eine erhebliche Rolle spielen wird.

Mir fallen drei Verhaltensoptionen dazu ein:

Einmal: Es wäre wichtig, jetzt den Kirchenvereinigungsprozess als Gelegenheit anzusehen, die eigenen Arbeitsstrukturen auf ihre Funktionalität hin zu überprüfen: also als Chance zum Lernen und zur Veränderung, möglichst nicht nur einseitig. Das würde vielleicht in einigen Arbeitszweigen noch einmal ein Professionalisierungsschub bedeuten.

Zweitens aber: Noch einmal zu überlegen: wo brauchen wir eigentlich Professionalität, wo nicht, wo ist sie vielleicht sogar gegen induziert. Kirche ist kein Unternehmen, ihre Legitimierung erfolgt nicht durch ihre „Produkte“, sondern eher durch ihre Wege, durch ihre Menschennähe usw. Mit anderen Worten: Haben nicht auch Spontaneität, Improvisation und vielleicht auch ein bisschen längere Wege gelegentlich ihr Recht?

Drittens: Solche Prozesse der Begegnung, wie sie jetzt bei Ihnen laufen, könnten auch eine Herausforderung bedeuten, gemeinsam über Chancen und Grenzen professionellen Handelns – vor allem für den Bereich der religiösen und seelsorglichen Kommunikation – überhaupt nachzudenken. Wenn alles immer professioneller gelöst wird. Was gibt es dann noch an Unmittelbarkeit? Was ist eigentlich noch authentisch? Hier gibt es noch viel Gesprächsbedarf, ich ahne die Argumente pro und contra. Die Fragen stellen sich uns, ganz unabhängig von einer gerade aktuellen Ost-West-Problematik.

Es scheint mir in den Kirchen notwendig zu sein, dass es eine Mischung von professionellen, halbprofessionellen und nicht professionellen Strukturen gibt.

Ich nehme mal als Beispiel die Diskussion um Palliative Care im Gesundheitswesen. Nach diesem ursprünglich an nordamerikanischen Verhältnissen ausgerichteten Konzept gehört die spirituelle Betreuung Sterbender zum Qualitätsprofil eines Krankenhauses. Das ist von Herzen zu begrüßen, und ich bin ganz sicher, dass sich die unsere Seelsorge da engagieren muss. Aber: Die Professionalisierung von Spiritualität und Sterbehilfe stellt aber auch ein Problem dar. Es würde das Selbstverständnis von Seelsorge im Krankenhaus tangieren, wenn sie zu einer abrechnungsfähigen Dienstleistung und damit zum professionellen Leistungssegment im System von Palliative Care befördert würde. Sterbehilfe ist ja zunächst eine ganz ursprüngliche menschliche Hilfeleistung, ihre Professionalisierung in der im Konzept von Palliative Care begründeten Weise ist nur begrenzt sinnvoll. Es gehört zur professionellen Berufseinstellung, hier unterscheidungsfähig zu sein.

4.2. (Volks)Kirchlichkeit

In dem Nordkirchenprozess fusionieren – wenn man mal den Sonderfall Berlin ausspart – das erste Mal eine Ost und eine Westkirche. Es begegnen sich, um es plakativ zu sagen: Kirche in einer volksskirchlich geprägten Gesellschaft und Kirche in nachchristlicher Gesellschaft.

Die Kirchenzugehörigkeitszahlen sprechen eine deutliche Sprache (in Ostdeutschland gehören maximal 18% der Bevölkerung einer christlichen Kirche an); aber selbst wenn gleich ins Feld geführt werden könnte, dass auch in Kiel oder Hamburg nur relativ wenige Menschen in die Kirche kommen und an den Kasualien teilnehmen, so bleiben die Unterschiede beträchtlich – nicht nur quantitativ!

Die Selbstverständlichkeit, mit der die Kirche als gesellschaftliche Kraft akzeptiert ist, macht den Unterschied aus. Kirche in der Schule, in sozialen Institutionen, bei offiziellen Gelegenheiten usw. – das gibt es jetzt auch im Osten, das will die Politik, das wollen die Kirchen. Aber ist es auch von der Gesellschaft, von den Leistungsträgern der jeweiligen Institutionen getragen und akzeptiert? Und wieweit akzeptieren wir, die kirchlichen Osis, es

tatsächlich selber (z.B. im Bereich Militärseelsorge)? Unser kirchliches Selbstbewusstsein ist in dieser Beziehung nicht stark ausgeprägt, und manchmal ist ein Gefühl von Skepsis da, ob von uns nicht ein Kirchenbewusstsein erwartet wird, das wir nicht haben können.

Beispiel: in Hannover bei der EKD hieß es kürzlich bei einem workshop zur Stärkung der Seelsorge im Zukunftsprozess der Kirchen: zukünftig wird Seelsorge im Krankenhaus stärker von den kommunalen oder privaten Trägern mit finanziert werden müssen. Gewiss, bei bestimmten privaten Trägern (die aus Bayern oder BW kommen) mag es Chancen geben, aber bei Unikliniken und kommunalen Krankenhäusern? Überhaupt zu denken, dass einem Krankenhaus daran gelegen sein müsste, Seelsorge anzubieten, fällt vielen im Osten schwer. Wir haben eher das Gefühl, dankbar sein zu müssen, dass wir als Seelsorgerinnen oder Seelsorger überhaupt in Häuser hinein zu dürfen.

Man kann jetzt in dieser Frage Beispiel auf Beispiel anführen, auch manches Gegenbeispiel. Aber das, worauf es mir ankommt: das Kirchenbewusstsein ist anders. Der Kontext prägt uns mehr als uns oft bewusst ist. Das bedeutet nicht, dass wir den Anspruch für die Gesellschaft da zu sein, im Osten negieren, aber wenn, dann nicht so sehr auf Grund gegebener Rechte (z.B. Staatskirchenverträge), sondern eher auf Grund tatsächlicher Leistungen bzw. inhaltlicher Überzeugungskraft.

Ich denke, dieser Punkt ist gerade für den Bereich von Seelsorge und Beratung wichtig; denn er entscheidet darüber, wie entschlossen man z.B. um gesellschaftliche Anerkennung der Arbeit, um Bewilligung von Geldern usw. wirbt und wie selbstbewusst auch der Konkurrenzkampf auf dem Beratungsmarkt angegangen wird.

Ein anderer Punkt hängt mit diesem kontextbedingten *Kirchenbewusstsein* zusammen. Westliche Freunde äußern oft die Wahrnehmung, im Osten seien die Christen in den Kirchen und vor allem die Pfarrerinnen und Mitarbeiter „frömmere“. Es spricht manches dafür, dass es so ist. Man könnte es geradezu als ein religionssoziologisches Gesetz formulieren: in religionsferneren Kontexten müssen kirchliche Gemeinschaften (und Individuen) sich ihrer religiösen Identität klarer bewusst sein, sie müssen ihre Differenz zur Umwelt deutlicher betonen. So sind sie – phänomenologisch gesehen - „frömmere“. Man identifiziert sich auch stärker mit der kirchlichen Institution (die man gerade deshalb dann auch umso leidenschaftlicher kritisieren kann!). Im volkkirchlichen Kontext muss ich um die kirchliche Identität weniger besorgt sein, da kann ich mir auch mehr Kirchendistanz und gelasseneren Kirchenkritik leisten.

Was ergibt sich daraus:

Dieser Punkt ist nicht zweitrangig und er berührt tiefe Schichten der Einzelnen. Um hier einander zu verstehen, ist es nötig sich die Geschichten zu erzählen, die die religiöse Sozialisation geprägt haben, und sich die unterschiedlichen Kontexte immer wieder zu vergegenwärtigen..

Ich vermute in diesem Zusammenhang, dass die persönliche Religiosität unter Kirchgliedern im Westen mehr tabuisiert wird als unter denen im Osten. Eine relative Stabilität der äußeren Kirchbindung macht es weniger dringend, die innere zu thematisieren.

Es käme nun freilich darauf an, die sich hier zeigenden Unterschiede nicht nur als Last, sondern auch als Chance zu nehmen. Es ist wichtig, die Unterschiede in diesem Punkt wirklich zu verstehen. Die Chance liegt darin, dass es Kirchen im Wandel sind, die hier zusammen kommen sollen, und wir wissen keineswegs wohin die Wandlungen führen werden.

(Vielleicht lässt sich wenigstens zu einem Teil aus der kontextuellen Situation auch der unterschiedliche Umgang mit Theologie erklären, den ich zwischen Ost und West wahrnehme (wobei die Kategorien Ost und West jetzt etwas klischeehaft gebraucht werden). Theologie wird im Westen rationaler und funktionaler betrachtet. Theologie ist dann ein Stück Theorie, um Praxis und Strukturen der Praxis zu fundieren, sie in den Gesamtkontext Kirche zu integrieren. Im Osten wird Theologie existentieller und wohl auch „kirchlicher“

betrieben. Aber das ist jetzt sehr pauschal gesagt und bedarf auch noch gründlicher Analyse und intensiven Austauschs im Gespräch!)

5. Ein paar Handlungsimpulse aus pastoralpsychologischer Sicht

5.1. Die eigenen ausbildungs- und arbeitsbedingten *Vorteile nutzen*. Als Mitarbeiter in Seelsorge und Beratung sind Sie vielen anderen gegenüber im Vorteil, weil Sie Erfahrungen haben im Umgang mit Konflikten, mit verborgenen Motiven, mit emotionalen Störungen, mit unterschiedlichen Kommunikationsstrategien usw. Es scheint mir wichtig, dass sie miteinander den Herausforderungen des Vereinigungsprozesses standhalten können und dass Sie Ihre Kompetenzen auch zur Verfügung stellen können für andere Bereiche der Kirchen. Dann entgeht man der Gefahr, lediglich Objekt eines kirchstrategischen Projekts zu sein.

5.2. *Bilder austauschen*. Wir haben „Bilder“ voneinander, Idealbilder und Zerrbilder. Manches davon habe ich angesprochen. Das falscheste, was man jetzt tun kann, wäre es, sich ein Bilderverbot aufzuerlegen. Vielleicht ist es sogar notwendig, auch die in uns verborgenen Bilder ans Tageslicht zu bringen. Wichtig ist es, unsere Bilder von der jeweils anderen Seite (vielleicht auch unsere Selbstbilder!!) zu offenbaren und im Gespräch an der Realität zu überprüfen. Es ist der einzige Weg, auf dem wir von unseren Bildern unabhängiger werden können.

5.3. *Balance von Geben und Nehmen* finden. Das ist besonders schwierig in einer Situation, in der die Ressourcen letztlich doch sehr unterschiedlich verteilt sind. Vor allem die wirtschaftliche Situation spielt hier eine entscheidende Rolle. Es ist problematisch, wenn ein Teil sich einseitig in der Empfängerposition befindet und sich dann so etwas wie eine Nehmermentalität herausbildet. Das kann auf Dauer nicht gut gehen! Eine befriedigende Lösung wird es in dem Maße geben, in dem es gelingt, eine gemeinsame nordkirchliche Identität zu entwickeln, die eine Geber – Nehmer – Relation transzendiert.

5.4. Vereinigen bedeutet auch, in angemessener Weise zu *differenzieren*: einiges muss angeglichen werden, anderes kann weiterhin differieren, in anderen Fällen müssen Kompromisse ausgehandelt werden. In einigen Bereichen sind im Westen Strukturen gewachsen, die so auf die östlichen Kirchen kaum übertragbar sein werden. Das betrifft vermutlich auch den Beratungsbereich. Man muss gelegentlich Einheitszwängen widerstehen. Protestantische Kirchen sollten in sich pluralismusfähig sein.

5.5. Vereinigungsprozesse brauchen *Vertrauen* in die Führungsgremien, die die Details klären. Es ist nicht möglich, alle Einzelheiten der Vereinigung auf basisdemokratischem Weg zu diskutieren und zu vereinbaren. Wenn das Vertrauen nicht da ist, dass diejenigen, die von Amt und Mandat her, die einzelnen Schritte zu planen, zu leiten und zu koordinieren haben, auch nach bestem Wissen und Gewissen handeln werden, wird es schwierig. Es muss dann versucht werden, ein Mindestmass an Vertrauen wieder herzustellen. Voraussetzung dafür ist die Transparenz der einzelnen Vorgänge und die Gewissheit, dass die eigenen Interessen angemessen vertreten sind.

5.6. Jeder und Jede einzelne sollten sich fragen, welchen Gewinn sie aus dem Kirchvereinigungsprozess für die eigene Arbeit und für die dazu gehörende Institution ziehen können. Dass sich da etwas findet, wäre die Voraussetzung, um *lustvoll und konstruktiv* mitwirken zu können. Es handelt sich schließlich um ein großes, gewiss auch gewagtes Projekt. Es wäre für alle gut, es verkäme nicht zu einer tristen Pflichtveranstaltung!